

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 47

Artikel: Ein Bekenntnis [Fortsetzung]

Autor: Storm, Theodor

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647197>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennepost in Wort und Bild

Nr. 47
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
19. November
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Zwei Gedichte von Heinrich Anacker*).

Bäume am Straßenrand.

Seltsame Bäume steh'n am Straßenrand,
Wie Menschen mir so fremd und doch verwandt.
Sind manche so wie wandernde Asketen,
Die glutverdorrt zu tauben Göttern beten.
Die schlanksten gleichen sehnsüchtigen Frauen,
Die Tag und Nacht in süße Sernen schauen.

Lang geht sein Bild mir nach durch nächtiges Land —
Seltsame Bäume steh'n am Straßenrand — —

Dazwischen ragen Krüppel, krank und krumm;
Zweig stirbt um Zweig, sie aber dulden stumm.
Doch hie und da steht einer ganz vollkommen,
Dem nie der Schmerz der Schönheit Hauch genommen.
Wenn sein Gezweig im leichten Winde schwingt,
So ist's, als ob ein Chor von Engeln singt.

Seltsam zu wissen — —

Seltsam zu wissen, daß im Sonnenlichte
Myriaden Sterne still und ungeseh'n
Mit dennoch hellem Strahlenangesichte
Durch ihre dunklen Räume geh'n.

Seltsam zu wissen, daß im blendend-bleichen,
Am Himmel flieh'nden Flammenmeteor
Von einer Welt uns wird ein letztes Zeichen,
Die sich schon längst in Staub verlor — —

Seltsam, zu ahnen, daß wir vor den Dingen
Des Weltalls stehn, so wie ein hilflos' Kind,
Da ihre Wunder, die aufs Knie uns zwingen,
Zu groß für menschliches Begreifen sind — —

* Aus Ebbe und Flut. Neue Gedichte von Heinrich Anacker. Verlag Sauerländer in Aarau.

Ein Bekenntnis.

Erzählung von Theodor Storm.

7

„Am anderen Tage war ich zum ersten Male wieder in der Praxis und kassierte die entsetzlichen Beleidsreden meiner Patienten ein, von denen einige mich dazu misstrauisch von der Seite ansahen, ob ich denn noch ihnen würde helfen können. Der neuen Krankheit traten wir mit Glück gegenüber; wenigstens so unerwartet schnell, wie sie gekommen, so rasch war die Epidemie nach einiger Zeit verschwunden.

— „Ich sagte dir schon, wenn wieder der Herbst kommt, sind es drei Jahre seit Elsis Tod. Ich habe aus diesem Zeitraum nur noch eines mitzuteilen; das übrige ging so hin, ich tat, was ich mußte oder auch nicht lassen konnte, aber ohne Anteil oder wissenschaftlichen Eifer. Mein Ruf als Arzt, wie ich mit Erstaunen wahrnahm, war noch im Steigen.

„Also vernimm noch dieses eine; dann werden wir da sein, wo wir uns heut' befinden.“

„Sprich nur!“ sagte ich, „ich kann jetzt alles hören.“

„Nein, Hans“, erwiderte er, „es ist doch anders, als du denkst! — — Es mag vor reichlich einem Vierteljahr gewesen sein, als ich zu einer mir nur dem Namen nach bekannten Frau Etatsrätin Roden gerufen wurde; die Magd, die das bestellte, hatte hinzugefügt, gebeten werde, daß ich selber komme.

„Da ich annahm, daß der Fall von einiger Bedeutung sei, ging ich kurz danach in das Haus, welches die verwitwete Dame allein mit einer Tochter bewohnte. Ein junges Mädchen von etwa achtzehn Jahren kam mir bei meinem Eintritt entgegen; frisch, aufrecht, ein Bild der Gesundheit. „Fräulein Roden?“ frug ich aufs Geratewohl, und sie nickte: „Hilda Roden!“ fügte sie hinzu.

„Dann stellte ich mich als Doktor Jebe vor.

„O, wie gut von Ihnen!, rief sie, „daß Sie selber kommen!“

„Glauben Sie das nicht?“

„Ich wußte nicht, wie Sie es damit halten“ sprach sie, „aber nun freue ich mich; wir Frauen dürfen nicht zuviel verlangen!“

— „Sind Sie so überaus bescheiden?“ frug ich und blickte das hübsche Mädchen mit etwas festeren Augen an.

„Ein leichtes Rot überzog sekundenlang ihr Antlitz; sie schloß ihre weißen Zähne aufeinander und schüttelte so lebhaft den Kopf, daß der dunkle Zopf, der ihr im Nacken hin, zu beiden Seiten flog; und dabei zuckte aus den braunen Augen, die je zur Seite des feinen Stumpfnäschens saßen, ein fast übermütiges Leuchten. Doch war das nur für einen Augenblick. „O nein“, sagte sie plötzlich ernst; „ich wünschte nur so lebhaft, daß Sie selber kämen, und zitterte doch, Sie würden es nicht tun, denn meine Mutter, ich fürchte, sie ist recht krank, und sie mußte doch den besten Arzt haben!“

„Vertrauen Sie diesem Arzte nicht zu sehr!“ erwiderte ich.

„O doch! Und damit war sie fort; aber nach kurzer Weile, während ich, in meine Teilnahmlosigkeit zurückgefallen, das Muster der Tapete studiert hatte, sah schon ihr junges Antlitz wieder durch die geöffnete Tür des anliegenden Zimmers. „Meine Mutter lädt bitten!“ sprach sie.

„Dann stand ich am Krankenbett. „Mein gutes Kind“, sagte die noch fast jugendliche Dame, die den Kopf aus ihren Rissen hob, „hat Sie selber herbemüht; doch hoffe ich, Sie werden das Uebel kleiner finden als die Sorge meiner Tochter.“

„Ich begann dann mein Examen, beschäftigte mich näher mit der Kranken und fand am Ende, daß ich dasselbe Leiden wie bei Elsa vor mir hatte. Und gerade hier sollte ich es selber sein! — Eine Finsternis schien über mich zu fallen, und wirre Gedanken, wie ich mich losmachen und ferner dennoch meinen Assistenten schicken könne, kreuzten durch meinen Kopf; als ich dann aber in die erschreckten Augen der Tochter sah, die unbemerkt mir nähergetreten war, wurde plötzlich alles anders: ich allein, sagte ich mir, sei der Arzt für diesen Fall, und mein Gehirn war nach langer Zeit zum ersten Male im selben Augenblide schon beschäftigt, sich die Art der verzweifelten Kur zurechtzulegen. Ob die Hilflosigkeit der Kindesliebe oder ob Unmut und Jugend diese Sinnesänderung bewirkten, ich weiß es nicht.

„Als ich mit dem jungen Mädchen wieder in das Wohnzimmer getreten war, sah ich ihre Erregung an dem Zittern ihrer Lippen. „Darf ich Sie fragen?“, sagte sie stammelnd — „Ihre Augen wurden vorhin mit einem Male so finster — steht es so schlimm mit meiner Mutter?“

„Ich besann mich einen Augenblick: „Es ist eben eine ernste Krankheit“, entgegenete ich; „aber was Sie in meinem Antlitz etwa gelesen haben, war nur ein Widerschein aus der eigenen Vergangenheit.“

„Sie schien verwirrt zu werden: „Verzeihen Sie mir“, sagte sie, und ein flüchtiger Blick ihrer Augen traf in die meinen, „daß ich aufs neue daran gerührt habe; man denkt bei dem Arzt nur zu selten daran, daß er auch selber leiden könne.“

„Mir war, als flößte aus diesen einfachen Worten ein Strom von Mitleid zu mir herüber, so warm war ihre Stimme.

Ich ging unter dem Versprechen, mich am anderen Vormittag zeitig wieder einzustellen; halb in erneutem Weh, doch auch, als hauhe mir ein milder West ins Antlitz. Nicht ohne Scheu holte ich, zu Hause angekommen, das erwähnte Heft aus meiner Schublade und studierte den Artikel meines einstigen Lehrers. Das von dem Verfasser angewandte Verfahren bestand in einer Operation, die im Falle des Gelingens — das war einleuchtend — eine vollständige Heilung, aber widrigenfalls und, wie ich fürchtete, ebensooft einen schnellen Tod würde bringen können; denn freilich, das erkrankte Organ mußte mit dem Messer völlig entfernt werden. Doch wie es immer sein möchte, ich durfte nicht zu übstehen! Der Tod — ich konnte nicht zweifeln — war ohne diese furchtbare Kur auch hier gewiß; auf der anderen Seite aber stand das Leben, und nur eine gütige Absicht der Natur wurde vernichtet, auf die es hier schon nicht mehr ankam. Das noch kräftige Alter meiner Patientin und ihre sonst günstige Organisation ermutigten mich noch mehr. Ich war entschlossen, gleich am anderen Vormittage der Kranken diesen schweren und mir noch zweifelhaften Schritt zur Rettung vorzuschlagen.

„Doch bevor ich dazu kam, am Morgen in der ersten Frühe schon, wurde ich zu der Etatsrätin gerufen. Ich fand die Tochter allein bei ihr: blaß, aber hoch aufgerichtet hielt sie die Mutter in ihren Armen; so hatte Elsa dereinst an meiner Brust gelegen. „Der Unfall ist vorüber“, sagte das Mädchen, indem sie die Kranke sanft auf ihre Rissen legte, um mir den Platz am Bette zu überlassen.

„Sie hatte recht, und die Schmerzen mußten stark gewesen sein. „Aber wo ist Ihre Wärterin?“ frug ich.

„Ein Zucken flog um den Mund des Mädchens: „Ich denk“, sie hat im ersten Schred die Flucht ergriffen“, sagte sie; „sie wollte, ich weiß nicht was, aus ihrer Wohnung holen, aber sie wird nicht wiederkommen.“

— „Und da sind Sie allein geblieben?“

„Ich blieb allein bei meiner Mutter; ich werde es auch späterhin schon können!“

„Aber die Kranke hob sich auf in ihrem Bette: „Hör“, Hilda“, sagte sie mit schwerer Stimme, „ich will, wenn ich gesund werde — und Gott und unser Doktor werden dazu helfen —, nicht gleich ein krankes Kind zu pflegen haben; helfen Sie mir, Herr Doktor, ich kenne den Eigensinn der Liebe in diesem jungen Kopfe.“

„Ich beruhigte die Frau und versprach, dieser Liebe zum Trost eine feste Wärterin zu besorgen, aber nur mit Mühe wurde der Opfermut der Tochter besiegt. Ich verließ die Kranke für jetzt, mit dem Versprechen, am Nachmittage wieder nachzusehen, und war mit der Tochter dann allein im Wohnzimmer. „Fräulein Hilda“, sagte ich, „ich weiß jetzt, Sie sind stark; ich kann es Ihnen schon jetzt sagen, mit Ihrer Mutter werde ich heute nachmittag reden, wenn Sie von ihrer schlimmen Nacht sich etwas erholt hat —“

„Sie unterbrach mich und sah mich mit ihren großen Augen fast zornig an. „Was ist?“ rief sie, „um Gottes willen, was haben Sie vor?“

„Sie müssen ruhig sein, Sie müssen mir helfen, Fräulein Hilda“, sagte ich; „so schwer es sein mag, ich weiß, Sie

können es. Und dann eröffnete ich ihr, welches Leid, welche Gefahr, doch auch welche Hoffnung für ihre Mutter da sei.

„Sie stand atemlos, mit zitternden Lippen, vor mir. Als ich ausgesprochen hatte, stürzte ein Strom von Tränen aus ihren Augen. „Muß es denn sein?“ fragte sie noch.

„Es muß“, erwiderte ich.

„Dann fühlte ich einen kräftigen Druck ihrer Hand in der meinen. „Ich vertraue Ihnen“, sagte das Mädchen; „Sie sind so gut; ich will auch nicht wieder weinen — ach, hilf uns, lieber Gott!“

„Ja, Hilda“, erwiderte ich, „möge er uns helfen; aber wir selber stehen doch in erster Reihe.“

„Sie ließ ihre Augen auf mir ruhen: „Kommen Sie nur heut' nachmittag“, sagte sie, „ich werde, was ich kann, für meine Mutter tun.“

— — „Als ich dann wiederkehrte, fand ich die neue Wärterin schon dort; Hilda saß am Bett ihrer Mutter; sie schienen bei meinem Eintritt von ernster und inniger Unterhaltung abzubrechen. Meine Kranke war sichtlich von einer neuen Erregung ergriffen, aber sie reichte mir ihre heiße Hand, und ich fühlte einen leisen Druck und sah ein schmerzliches Lächeln um ihren noch immer schönen Mund.

„Ich bin durch Hilda schon von allem unterrichtet“, sagte sie, „und bereit, mich dem, was Sie für nötig achten, zu unterwerfen. Wenn hier der Tod ist und dort das Leben sein kann, so muß ich für mein Kind das Leben suchen, so schwer es zu erreichen sein mag.“

„Die Tochter hatte ihren Arm um die Mutter geschlungen und drückte ihr braunes Köpfchen, wie um es zu verbergen, gegen deren Nacken; nur ich möchte es gesehen haben, daß ein paar große Tränen ihr wie widerwillig aus den Augen sprangen.

„Aber ich mußte ihr dankbar sein, sie hatte mir die schwere Eröffnung abgenommen, und meine Kranke hatte ich gefaßt vorgefunden. Ich will es kurz machen, Hans — die furchtbare Operation ging einige Tage später nach sorgfältigster Vorbereitung, unter Beziehung meines Assistenten und eines besonders geschickten jüngeren Arztes aus einer Nachbarstadt, nach den Gesetzen unserer Wissenschaft vorüber. Hilda — das hatte ich ausbedungen — durfte nicht zugegen sein; aber in allem, was sie außerdem zu leisten hatte, war sie, wenn auch totenblaß, das feste zuverlässige Mädchen, worauf ich gerechnet hatte.

„Und so blieb es; unter ihrer zugleich liebevollen und strengen Pflege ging die Heilung wider mein Erwarten und — trotz des furchtbaren Vergleiches — ich kann dennoch sagen: zu meiner Freude, rasch vonstatten, so daß mir bald



Selix Vallotton: Die Dame mit dem gelben Buch. — (Kollektion P. Vallotton, Lausanne.)

die Aussicht auf Genesung sicher wurde und, bei dem rechtzeitigen Eingreifen, auch die Furcht vor einem Rückfall immer mehr zurücktrat. Von der Wärterin erfuhr ich freilich, daß Fräulein Hilda zwar noch ihre Schlafklammer oben im Hause habe, aber gegen die Nacht, wenn das Befinden der Mutter ihr das geringste Bedenken errege, von dem Stuhl an deren Bett nicht fortzubringen sei: die unruhigen Augen nach der Kranken, verbringe sie dort die Nacht in halbem Schlummer, und erst bei Anbruch des Morgens schleiche sie fröstelnd für ein Stündchen nach der eigenen Kammer.

(Schluß folgt.)

Abend am Zürichsee.

Tagsüber hatte ich die Stadt beschaut. Nun befreite ich mich aus dem Kerker der Mauern und wanderte zum See hinab. Langsam senkte sich die Nacht und breitete den goldbestierten Mantel über die Erde aus. Gelbe Straßenlampen hellten Wege, Häuser und Bäume auf, Autos rasselten und surrten an mir vorbei, und Menschen eilten, hasteten, spazierten, schlenderten. Ich kam in eine schöne, grüne Allee. Stiller wurde es. Dicht dem See entlang spazierte ich. Die kleinen Ruderboote schlummerten, wie eine Herde, eng beisammen. An einer schönen Stelle saß ich auf die